B67-7945

[B]elagerung Wiens 1683

Verlag von Carl Graeser in Wien
1. Akademiestraße 2 b.

№ 329
gg.

1731

Rüdiger von Starhemberg auf der Bastei.

Die

Belagerung Wiens

durch die Türken.

7. Juli bis 12. September 1683.

Gedenkschrift

für das Volk und die Jugend Österreichs.

Von

Prof. Dr. Leo Smolle.

Mit zahlreichen Portraits und 3 Schlachtenbildern.

Wien 1883.

Verlag von Karl Graeser,

I. Akademiestraße 2.

Redaktion des „PRAGER TAGBLATT“

Die Türken vor Wien.

Wenn man von der Kuppe des Leopoldsberges hinabsieht in die Ebene, so entrollt sich ein herrliches Bild vor den entzückten Augen des Beschauers. Schier einem steinernen Meere vergleichbar, dehnen sich die Häusermassen Wiens, von zahllosen Thürmen überragt, zu Füßen der Anhöhe aus, umschlossen im Norden vom schimmernden Bande des Donaustroms, jenseits dessen die Ebene des Marchfeldes im blauen Dufte der Ferne sich verliert, während lachende Fluren und dunkle Wälder sich dort und da ins Häusergewirre hinabsenken und dasselbe umkränzen.

Wohl selten denkt der Beschauer, dessen Blick sich nicht satt sehen kann an diesem Gemälde voll großartiger Pracht und lieblicher Schönheit, daran, dass er auf geweihtem, historisch denkwürdigem Boden steht, dass von der Stelle, auf der jetzt das Kirchlein des Leopoldsberges sich befindet, einst die Scharen des Polenkönigs Sobieski und des Lothringerherzogs Karl in die Ebene hinabstürmten und dass die Kaiserstadt zu Füßen einst nicht von Gärten und Landhäuser lieblich umschmiegt, sondern von den zahllosen Zelten und Feuerschlünden der Türken eingeschlossen war.

Zweimal war Wien das feste Bollwerk, welches dem Türken, der die Hauptstadt Österreichs, die Residenz des Kaisers, in seine Gewalt zu bringen suchte, heldenmüthigen Widerstand leistete. Wir können uns die Folgen nicht furchtbar genug vorstellen, die eingetreten wären, wenn Wien in diesem Kampfe unterlegen wäre; ganz Österreich wäre vielleicht eine Beute der Osmanen geworden und der ländergierige, stolze Ludwig XIV., der zur Zeit der zweiten Türkenbelagerung der erbittertste Feind des Habsburgischen Herrscherhauses war, mochte in seinem Uebermuthe wohl schon davon träumen, die Herrschaft über Europa mit dem Sultan in Konstantinopel zu theilen.

Aber Wien wurde zweimal ein Hort des Christenthums, eine feste Schutzwehr der abendländischen Gesittung gegenüber der

Barbarei und der fanatischen Grausamkeit, mit welcher der türkische Halbmond die christliche Bildung und Cultur zu ersticken drohte. An der tapferen Entschlossenheit und dem tüchtigen Bürgersinne der Bevölkerung Wiens brachen sich die furchtbaren Wellen des Türkenkrieges, die über Ungarn und Österreich verheerend und verwüstend hereingebrochen waren.

I.

Es war nach der unglücklichen Schlacht bei Mohács, in welcher der noch jugendliche König Ungarns Ludwig im Kampfe gegen die Türken umkam (er blieb auf der Flucht mit seinem Pferde in einem Sumpfe stecken und fand so seinen Tod), als der Wojwode Siebenbürgens Johann Zapolya nach der Krone des heiligen Stephan strebte, obwohl diese, alten Verträgen zufolge, dem österreichischen Erzherzoge, nachmaligem deutschen Kaiser Ferdinand I., dem Bruder Karls V., gebürte.

Namenloses Unheil beschwor der stolze, ehrsüchtige Zapolya über das Ungarland und über Österreich herauf, als er die Türken herbeirief, um seine Ansprüche zu unterstützen. Nicht lange zögerte der Sultan mit der für unser schönes Vaterland so verhängnisvollen Hilfe.

Schon im April des Jahres 1529 brach er von Konstantinopel auf und überschritt mit einem gewaltigen Heere die Grenze Ungarns und am 21. September desselben Jahres drangen die Türken in der Stärke von 300.000 Mann mit 300 Geschützen bei Ungarisch-Altenburg in Niederösterreich ein.

Weit waren dem Hauptheere die berüchtigten Horden der „Senger und Brenner" unter der Führung des grausamen Michael Oglu vorausgeeilt, bis in die stillsten Alpendörfer und entlegensten Gebirgsthäler die Greuel unmenschlicher Grausamkeit und Verwüstung tragend.

Wohl mochten da bange Sorge und quälende Angst in die Herzen der Wiener einziehen, denn es war kein Zweifel, dass der Sultan vor Begierde brenne, mit seiner ganzen Streitmacht die Hauptstadt Österreichs zu umzingeln und diese Vormauer der Christenheit in seine Gewalt zu bringen. Ferdinand weilte in Speier, um dort die Hilfe seines kaiserlichen Bruders und der deutschen Reichsfürsten für das bedrängte Wien und Österreich zu erflehen. In Regensburg übertrug man dem Wittelsbachischen Pfalzgrafen Philipp den Oberbefehl in Wien, mit ihm zog ein Haufe deutscher Reichstruppen zu Fuß und Rofs in das arg gefährdete Wien.

Dort herrschte wohl anfangs Kleinmuth und Verzagtheit unter den Bewohnern; denn obwohl man schon vor drei Jahren mit der Ausbesserung der Befestigungsarbeiten begonnen hatte, waren diese doch keineswegs in gutem Zustande. Die alten,

stellenweise zerfallenen Mauern waren kaum sechs Fuß dick und boten dem feindlichen Ansturm und Geschütz keinen genügenden Schutz, ebenso waren Pallisaden und Wälle nicht hinreichend fest und sicher.

Dennoch kehrte Muth und Entschlossenheit gar bald in die

Ferdinand I. (geb. 1503, gest. 1564.)

Herzen der zagenden Wiener Bürger zurück. Der Mann, der dies bewirkte, der rasch die trefflichsten Anstalten zur Vertheidigung traf, auf den Hauptbollwerken, den Basteien und bei den Thoren, wie bei der Burg, bei den Schotten, bei den Augustinern, am Stubenthor, am Judenthor, am Salzthurme, beim Werderthor,

beim Kärntnerthore große und kleine Geschütze aufstellen ließ und überhaupt sich als die Seele der Vertheidigung erwies, war der greise Held Niklas von Salm, Besitzer eines Hauses auf dem heutigen Josefsplatz. Ihm zur Seite stand ein nicht minder erprobter Kriegsmann, des erstgenannten Schwiegervater Wilhelm Freiherr zu Roggendorf. Außerdem nennen wir von den Helden, die damals zu Wien sich mit Ruhm bedeckten, den obersten Zeugmeister der niederösterreichischen Landschaft Ulrich Leyser, den niederösterreichischen Statthalter Georg Puchhaim und den Wiener Bürgermeister Wolfgang Frei.

Schon am 22. September 1529 erschienen die Türken im Angesichte der Stadt und am selben Tage bereits wurden Wiens Vorstädte von den Vertheidigern selbst in Flammen gesteckt. Während noch der Brand wüthete, streiften schon die Janitscharen bis nach St. Marx und bald war die Stadt von Simmering bis Nussdorf und Heiligenstadt von dem furchtbaren Gürtel der Belagerer eingeschlossen.

Ungefähr da, wo noch jetzt das sogenannte „Neugebäude" steht, in der Nähe des Centralfriedhofes erhob sich, von der Fahne des Propheten überragt, das prächtige überreiche Zelt des Großsultans, so dass der heutige Centralfriedhof genau an der Stelle sich ausdehnt, wo damals der Mittelpunkt des Türkenlagers gewesen. Am 23. September unternahm die Besatzung einen Ausfall und von den Gefangenen, welche die Türken dabei machten, vernahm der Sultan mit unmuthigem Verdrusse, dass die Stärke der Besatzung viel größer sei, als er es sich gedacht und dass die Wiener zum Äußersten entschlossen seien.

Alsbald begann die grause Musik der Geschütze zu spielen und die Türken machten verzweifelte Anstrengungen, die Lücken und Breschen, die sie in die Mauern geschossen, zu erstürmen; auch Minen (unterirdische Gänge, um die Befestigungen zu sprengen) wurden nach der damaligen Kriegsweise gegraben, doch die Wachsamkeit der Belagerten machte alle Anschläge der Feinde zunichte.

Hiebei soll es geschehen sein, dass, wie eine alte Überlieferung, von der man nicht weiß, ob sie mehr Sage oder Geschichte enthält, zu erzählen weiß, die Türken bis zu einem Hause am „Heidenschuss" den Boden unterminiert hatten und dass ein Bäckerbursche, der im Keller Wache hielt, die unterirdische Arbeit der Feinde durch die hüpfende Bewegung von Würfeln, die auf einer Trommel lagen, entdeckt haben soll. Als er davon dem Stadtcommandanten Mittheilung machte, wurde durch rasche Gegenarbeiten der Anschlag des Feindes vereitelt. Davon erhielt der „Heidenschuss" seine Benennung, weil die Wiener die Türken kurzweg Heiden nannten, und auch das Schild des Hauses, das einen reitenden Türken, der seinen Pfeil abschießt, darstellt, soll davon herrühren. Die Witwe dieses Bäckergesellen aber be-

trieb noch im Jahre 1585 ein renommiertes Bäckergewerbe im sogenannten Kipfelhause in der heutigen Grünangergasse.

Vielleicht ist auch die Entstehung und Form des so beliebten und schmackhaft zubereiteten Wiener Gebäcks, der Kipfeln, auf die Erinnerung an den gefürchteten und so glorreich besiegten türkischen Halbmond zurückzuführen. Jedenfalls mag diese uralte Volksüberlieferung auf irgendeiner wahren Begebenheit beruhen. Darauf deutet schon der bis zum Jahre 1809 übliche Bäckeraufzug, der alljährlich vom Innungshause der Bäcker am Salzgries stattfand und bei welchem der historisch merkwürdige, aus massivem Silber getriebene große Innungsbecher vorangetragen wurde, der in seinen Figuren und Verzierungen an die schwere Zeit der Türkenbelagerung erinnert.

Doch kehren wir wieder zur Erzählung der Belagerung zurück. Drei Hauptstürme mit je dreimaligem Anlaufe unternahmen damals die Türken; immer wurden sie siegreich und heldenmüthig zurückgeschlagen. Bei dem letzten Hauptangriffe, den die schon ganz entmuthigten und verzweifelnden Feinde am 14. October ausführten, geschah es, dass der unermüdliche Leiter der Vertheidigung, der damals 71jährige Niklas Salm, auf dem Walle neben dem Kärntnerthurm von einem abspringenden Steine gefährlich am Schenkel verwundet wurde und vom Platze getragen werden musste.

Salm starb auch an den Folgen dieser schweren Verletzung am 4. Mai 1530. Kaiser Ferdinand ließ dem hochverdienten Helden ein prächtiges Denkmal in der Dorotheerkirche errichten. Als dieses Gotteshaus unter Kaiser Josef II. aufgehoben wurde, kam das kostbare Monument in die Familiengruft des Salm'schen Geschlechtes nach Raitz in Mähren, wurde aber in jüngster Zeit nach Vollendung der Votivkirche in diesem herrlichen Dome wieder aufgestellt.

Das Monument ist aus grauweißem Marmor und seine vier Seitenwände sind mit zwölf größeren Bildern, welche Darstellungen aus den Schlachten, an denen Niklas Salm theilgenommen, und ebensoviel kleineren Medaillons, Bildnissen berühmter Zeitgenossen, verziert. Besonders kunstvoll aber ist der Deckel des Sarkophags gearbeitet, der in Lebensgröße die Statue des tapfern Grafen selbst darstellt. Er ist in knieender Stellung abgebildet, wie er vor dem Kreuze betet, in vollem Harnisch, den Helm am Haupte und das mächtige Schwert an der Seite. Ihm zu Füßen liegt das Wappen des Geschlechtes mit den beiden Salmen im Schilde und zu Häupten des Knieenden weist ein flatterndes Band den Wahlspruch des Geschlechtes auf: Tibi soli gloria, „Dir allein sei Ruhm."

Bald nach dem Sturme, bei welchem der kühne und unerschrockene Vertheidiger Wiens eine so schwere Wunde empfieng, ließ Sultan Soliman die Belagerung Wiens aufheben, nicht,

wie er so ruhmredig verkündete, weil er den Wienern seine Gnade und Verzeihung angedeihen lassen wollte, sondern in Wahrheit weil er den heranrückenden Entsatz fürchtete, und weil er den ausdauernden Muth der Wiener gänzlich unterschätzt hatte. Freilich nahmen die Türken an den armen Gefangenen, von denen hunderte in Stücke gehauen wurden, noch vor ihrem Abzuge grausame Rache und ebenso furchtbar wurde Wiens nächste Umgebung, wie Döbling, Penzing, Hietzing, Hütteldorf, St. Veit, Perchtoldsdorf (Petersdorf), Mödling mitgenommen und mit Mord und Brand und greulicher Verwüstung heimgesucht.

Eine alte unverbürgte Sage weiß zu erzählen, dass Sultan Soliman nur unter der Bedingung versprochen hatte, bei der Beschießung der Stadt des Stephansthurms zu schonen, wenn an Stelle des Kreuzzeichens Mond und Stern (das Sinnbild der Türkenherrschaft) am Knaufe des Thurmes angebracht würden. Schon früher jedoch war die Spitze des Stephansthurms mit dem Halbmond und dem Stern als den Himmelszeichen geschmückt worden, nichtsdestoweniger aber herrschte fortan im Türkenvolke der Glaube, von dem Sterne auf dem Knaufe des Stephansthurmes drohe dem Halbmonde Gefahr und Sultan Soliman soll bei seinem Abzuge über Alle, die es nochmals wagen sollten, Wien zu belagern, einen furchtbaren Fluch ausgesprochen haben.

Etwas über anderthalbhundert Jahre währte es, und dieser Fluch sollte an den Feinden der Christenheit gräßlich in Erfüllung gehen.

Dies Jahr aber sind es gerade zwei Jahrhunderte, als die Türken zum zweitenmale unser liebes, schönes Wien belagerten, und daher mag es wohl ganz besonders schicklich sein, dass wir etwas ausführlicher an jene furchtbare Zeit zurückdenken, und in schlichten Worten, fast nur den Aufzeichnungen von Augenzeugen folgend, schildern, in welcher Noth und Bedrängnis damals Wien geschwebt.

II.

Kaum ist irgendein Ereignis der Weltgeschichte denkwürdiger in seinem Verlaufe, großartiger in seinen Folgen gewesen, als die glorreiche und wahrhaft ruhmwürdige Vertheidigung Wiens gegen die Türken im Jahre 1683. Niemals wohl hat sich standhafter Muth und zähe Ausdauer, entschlossene Tapferkeit und bewunderungswürdiger Gemeinsinn schlichter Bürger, die ihre Stadt, das liebe, schöne Wien, so von Herzen liebten, in einem helleren, schöneren Lichte gezeigt, als damals. Der Heldensinn der Wiener rettete Österreich, Europa, die Christenheit vor namenlosem Elend.

Gerade vor zwei Jahrhunderten war es, als sich zum zweitenmale die Wolken eines düsteren Verhängnisses über Wien zusammenballten. In Ungarn hatte sich ein blutiger Aufstand erhoben, an dessen Spitze Graf Emerich Tököly stand. Wie

einst Zapolya, rief auch er die Türken zu Hilfe und der ehrgeizige herrschsüchtige türkische Großvezier Kara Mustapha, dessen Schädel noch jetzt im bürgerlichen Zeughause in Wien zu grausem Anblicke dem Beschauer gezeigt wird, ergriff mit Freuden die willkommene Veranlassung, den Krieg bis ins Herz Österreichs, bis nach Wien, zu tragen. Es geschah dies unter Mohamed IV. (geb. 1642, gest. 1691.)

Leopold I. (geb. 1640, gest. 1705.)

Kaiser Leopold I. hatte wohl nach Bundesgenossen gespäht; die deutschen Fürsten versprachen ausgiebige Hilfe und was in dieser Bedrängnis besonders wertvoll sein musste, auch der Polenkönig Johann III. Sobieski hatte stattlichen Beistand

zugesagt. Auch an der Verstärkung der Befestigungswerke Wiens, besonders am Kärntnerthor und Burgthor, wurde eifrig gearbeitet; schon im Jahre 1682 wurden alle Leute der Umgebung verhalten, Holz zum Pallisadenbaue zu fällen; alle Hausbesitzer mussten bald ihre Keller scharf bewachen lassen.

Aber in Ungarn nahmen die Dinge einen unglücklichen Verlauf; bald stand der Feind am Rabfluſse und bei Petronell musste Herzog Karl von Lothringen, der Schwager des Kaisers, der Übermacht der Feinde weichen und sich auf die Insel der Vorstadt Leopoldstadt zurückziehen.

Am 7. Juli 1683 berief der Kaiser den Stadtrath, um alle zur Vertheidigung der Stadt nothwendigen Maßregeln zu erwägen und festzustellen. Noch an demselben Tage verließ der Kaiser Wien. Die geheiligte Person des Kaisers musste in Sicherheit gebracht werden. Ihm vor allen hatte die Wuth des türkischen Heerführers Rache zugeschworen; übrigens hätte die Anwesenheit des Monarchen in der bald ganz umzingelten Hauptstadt viele Rücksichten erfordert, die mit der eisernen Disciplin, die nunmehr in der von Feinden eingeschlossenen Stadt herrschen musste, unvereinbar gewesen wären.

Als sich die Hofwagen um acht Uhr abends in Bewegung setzten, lief das Volk klagend und schreiend aus den Gassen zusammen. Von allen Seiten ertönten die Rufe: „Ach, Ihre Majestät, bleiben doch hier, verlassen Sie uns doch nicht!“ — „Lasst doch die armen Leute gehen,“ rief der Kaiser, als die Trabanten den Haufen auseinandersprengen wollten. Hofjunker und Hofdamen sprangen, wie sie giengen und standen, in die Wägen. „Summa — schreibt ein Zeitgenosse — wer sich nur hat anhenken können an einem Wagen, hat's gethan.“

In rührenden Worten hatte der Kaiser das Wohl der Stadt dem Commandanten Rüdiger von Starhemberg anbefohlen und wohl mochte das milde Herz Leopolds bitteren Schmerz empfinden, als er vom Wagen aus die Flammen lichterloh aus dem auf dem Kahlenberge stehenden Karthäuserkloster emporschlagen sah, welches türkische Mordbrenner schon angezündet hatten.

Einem Würdigern aber, als dem Starhemberger, hätte der Kaiser wahrlich nicht die Vertheidigung und Rettung seines Wien übertragen können.

Heinrich Ernst Rüdiger von Starhemberg war am 12. Jänner 1638 zu Graz geboren, stand also damals in der Vollkraft seiner Jahre; er entstammte gutem alten Adel und der Name seines Geschlechtes schreibt sich von der Starchen- oder Storchenburg her, die einst im Hausruckviertel Oberösterreichs gestanden. Wenn diesem tapferen, löwenbeherzten Krieger ein Fehler anhaftete, so war es sein oft bis zur Tollkühnheit aus-

artender Muth und die befehlshaberische Schroffheit seines Wesens, die, echt soldatisch, wenig Widerspruch vertrug.

Wo die Gefahr und Bedrängnis am höchsten schien, da war Rüdiger sogleich bereit, durch sein persönliches Vorbild die Wankenden anzufeuern, die Tapferen zum Ausharren zu bewegen. Selbst die unbedeutendsten Vorfälle entgiengen seinem Scharfblicke nicht und bis ins Geringfügigste erstreckte sich seine unermüdliche Sorgfalt. — Da er noch an den Folgen einer Verletzung (er wurde von einem abspringenden Steine getroffen) schwer darniederlag, ließ er sich in einer Tragbahre auf die Schanzen tragen, um die Vertheidigung zu leiten und den immer gefährlicher werdenden Ansturm der Feinde abzuwehren.*) So umsichtig er auch für das Wohl und Wehe des ärmsten Bürgers sorgte, so unbeugsam war er, wenn Fälle von Feigheit und Unbotmäßigkeit die strengste Bestrafung erheischten. Einst ließ er zwei ungehorsame Soldaten um ihr Leben würfeln und einem Lieutenant, der in pflichtvergessener Sorglosigkeit die unterirdische Minierarbeit der Feinde nicht gehindert hatte, wurde freigestellt, entweder mit wenig Mann den verzweifelten Versuch zu wagen, die Feinde zurückzutreiben, oder gehenkt zu werden; der Officier wählte das erstere und fiel im Gefechte.

Noch jetzt zeigt man auf der Höhe des Stephansthurms, da, wo ein Steingang nach der Wendeltreppe führt, die sogenannte Starhemberger-Bank, den Sitz, von dem aus der Commandant von Wien das feindliche Lager zu besichtigen pflegte. Schwer genug mag es ihm oft angekommen sein, kalte Besonnenheit zur Schau zu tragen, während bange Sorge sein Herz erfüllte, da die Monde schwanden und der heiß herbeigesehnte Entsatz noch immer und immer ausblieb.

Noch andere Helden beherbergte die Stadt, welche an dem Rettungswerke rühmlichen Antheil hatten. Da war vor allem des Commandanten Rüdiger Neffe: Graf Guido von Starhemberg, jugendlich und fast noch kühner als der Erstgenannte, von dem die Wiener sagten, er sei so unerschrocken und furchtlos, dass er keine Miene verziehen würde, wenn sich das Unmögliche vollziehen und der Kahlenberg dem Stephansthurme einen Besuch abstatten würde; ferner der Stellvertreter Rüdigers von Starhemberg, Graf Wilhelm Daun, die tapferen Generale, Grafen Serenyi, de Souches, Scherffenberg, der Herzog Karl

*) Unser Titelbild, dem prächtigen Gemälde von Prof. Blaas im Waffenmuseum des k. k. Arsenals nachgebildet, stellt die ergreifende Scene dar, wie Rüdiger mit einer Binde um die Stirne, das entblößte Schwert in der linken Hand haltend, von dem Tragsessel aus, den er hart an den Rand der Bastei hatte tragen lassen, die Vertheidigung leitet, indem er mit der ausgestreckten Rechten in jene Gegend deutet, von der aus er einen neuen Angriff der Feinde erwartet.

Ferdinand von Württemberg, der Oberst Chevalier Dupigny, der Marquis d'Obizzi.

Zum Vorsitzenden der Vertheidigungs-Commission hatte der Kaiser seinen geheimen Rath, den Grafen Caspar von Kaplíř (Cappliers) ernannt, der trotz seiner 70 Jahre große Umsicht und Thatkraft in allen der Vertheidigung gewidmeten Anstalten an den Tag legte; auch der Statthalter Niederösterreichs, Fürst Ferdinand Wilhelm von Schwarzenberg, erwarb sich besondere Verdienste; mit reichen Händen spendete er Gold und Lebensmittel und trug, wo er konnte, zur Linderung der Noth bei.

Noch mehr aber galt von einem anderen Helden das schöne Wort, dass, wenn Rüdiger durch Tapferkeit und sein gutes Schwert Wien gerettet, er dies durch Liebe und Bethätigung echt christlicher Barmherzigkeit zustande gebracht. Es war dies Graf Leopold von Kollonitsch, der einstens gleichfalls als Ritter des Johanniter-Ordens auf Kandia mannhaft gegen die Ungläubigen gekämpft, dann aber in den geistlichen Stand getreten war, Bischof von Wiener-Neustadt wurde, und als die Türkennoth immer näher gegen Wien herangerückt kam, in die bedrängte Kaiserstadt gezogen war, um dort zu trösten und zu helfen. Nicht bloß sein mildes Wort und sein edles, leuchtendes Beispiel richteten Tausende auf; auch seine Schätze spendete er mit verschwenderischer Hand, als Mangel und Krankheiten immer ärger zu wüthen begannen.

Graf Leopold von Kollonitsch stammte aus ungarischem Geschlechte, er war am 16. October 1631 in Komorn geboren und wurde, nachdem er Bischof geworden, schon im Jahre 1679 den Wienern ein hilfreicher Engel, als in diesem Jahre die furchtbare Pest in Wien ausgebrochen und zahllose Opfer dahingerafft hatte. Noch standen diese schrecklichen Tage zur Zeit der Türkenbelagerung im frischen Angedenken, aber auch der Person des lustigen Volkssängers Augustin, des urwüchsigen Wiener Kindes, an den noch jetzt das bekannte Lied erinnert, gedachte man gar lebhaft.

Dem edlen Priester Kollonitsch aber werden wir noch begegnen und manch hochherzigen Zug von ihm zu erzählen haben.

Wie sah es nun aber eigentlich mit der Zahl und Stärke der Besatzungstruppen in Wien aus, als der Türke den Mauern und Wällen immer näher und näher kam? — Am 13. Juli rückten 13.800 Mann Fußvolk und 9 Schwadronen Eisenreiter, die der Lothringer Herzog von seinem eigenen Heere den Wienern abgegeben hatte, in die Stadt ein, und die Besatzung betrug nun mit der wehr- und waffenfähigen Bürgerschaft nicht viel mehr als 22.000 Streiter.

Rüdiger von Starhemberg hatte die Bürger in 8 Fähnlein oder Compagnien eingetheilt, deren Commandant der damalige Wiener Bürgermeister Johann Andreas Liebenberg war, auf

dessen Schultern eine ungeheure Last der Verantwortung lag und der in so schwerer drangsalvoller Zeit dem Gemeinwesen mit festem Muth und unerschütterlicher Opferwilligkeit vorstand. Bereits am 22. August erkrankte er an der Ruhr, die infolge der schlechten Lebensmittel zu wüthen anfieng, und noch vor dem glücklichen Entsatze Wiens raffte der Tod dieses hochverdiente Oberhaupt der Wiener Bürgerschaft dahin. Sein Stellvertreter im Commando der Bürgercompagnien war der städtische Rath und Oberkämmerer Daniel Focky, der nach dem Tode Liebenbergs an die Spitze des Wiener Gemeinderathes trat. Acht Rathsherren waren Hauptleute der einzelnen Compagnien, deren Mannschaft zusammen 2382 Streiter betrug.

Außerdem hatte sich eine Compagnie von Bäckern gebildet, die, obwohl sie Tag und Nacht die Stadt mit Brot zu versorgen hatte, nichtsdestoweniger den rühmlichsten Eifer an den Tag legte, an dem allgemeinen Vertheidigungswerke theilzunehmen; ihr Hauptmann hieß Johann Rudolf von Kirch. Ebenso bestand eine Abtheilung der Fleischhacker und Bierbrauer mit dem Hauptmanne Adam Schmied von Ehrenhaus; ein Fähnlein Schuhmacher unter Führung des Johann Wilhelm Rudolphi und endlich eine sogenannte Fremdencompagnie, in welche außer den Kammer- und Hofbediensteten, auch die damals sogenannten „Niederleger," d. h. die großen und reichen Kaufleute, welche das Niederlagsrecht in Wien besaßen, eingereiht wurden; ihr Hauptmann war Wilhelm Schütz, ein vielfach erprobter Kriegsmann.

Verdienter Ruhm gebürt auch der heißblütigen und streitlustigen Universitätsjugend, die sich gleichfalls in der Zahl von 700 zu einer wehrhaften, allzeit streitbegierigen und doch trotz der schweren Zeit gern lustiger Kurzweil pflegenden Schar zusammenschloss und in dem Leibarzt der Kaiserin Eleonore, dem gelehrten Dr. Paul von Sorbait, einen trefflichen Führer hatte. Sie vertheidigten anfänglich die Rothenthurm- und Biberbastei, später insbesondere die arggefährdeten Ravelinen zwischen dem Kärntner- und Stubenthor.

Am Morgen des 14. Juli 1683 zeigte sich die Hauptmacht des Feindes auf den Höhen des Wienerberges und noch an demselben Tage wurde die Stadt fast ganz eingeschlossen. Die Vorstädte waren auf Befehl des Commandanten Rüdigers von Starhemberg schon früher niedergebrannt worden. Hatten dieselben damals auch noch nicht das Aussehen wie heute, so waren doch viele stattliche Häuser und Gehöfte, die inmitten von blühenden Gärten und Feldern lagen, ein Opfer des Brandes geworden, um den Feind jeder Stütze für sein Zerstörungswerk zu berauben. Viele Hunderte der armen Vorstadtbewohner strömten mit ihrer geretteten Habe in die Stadt, hinter ihren festen Mauern Schutz

A. Die Leopoldstadt. B. Der Stephansthurm. C. Die kais. Burg. D. Türkische Batterien. E. Die Donau. Christen mit Türken kämpfen. K. Schwere Kanonen, vom Kahlenberg in der Türken Lager gerichtet. L. Ann O. Des Großvezier Gezelt. P. Der König von Polen die türkische Hauptstandarte erobernd. Q. Flüchtige T

t Wienfluß. G. Der Kahlenberg. H. Abmarsch der churſächſ. Infanterie. I. Eine Planke, über welche der Polen. M. Scharmützel türk. Truppen mit Polen. N. Treffen der Janitſcharen mit chriſtl. Infanterie. R. Türk. Zelte. S. Ausfall der Belagerten. T. Kaiſerl. Infanterie. V. Türkiſches Hauptquartier.

zu finden, so dass die Thore versperrt werden mussten, um die Bevölkerung nicht allzusehr anwachsen zu lassen.

Herzog Karl von Lothringen musste mit seinen Truppen die Donauinsel verlassen und zog sich bis tief ins Marchfeld zurück und bald war die Stadt von allen Seiten fest umschlossen. Eine unübersehbare Menge von Menschen, Pferden und Kameelen dehnte sich ringsum aus und in wenigen Stunden war die Stadt mit über 25.000 türkischen Gezelten umringt, die von Simmering bis gegen Nussdorf die Ebene bedeckten. Das Zelt des Großveziers stand auf der Anhöhe der ehemaligen Vorstadt St. Ulrich hinter der Kirche, die in Brand gesteckt worden war. Es war mit verschwenderischer Pracht ausgestattet, von grüner Seide mit goldenen Knöpfen, und im Innern reich mit Perlen und Stickereien aller Art ausgeziert. Prächtige Gärten, die schnell angelegt worden waren, vergoldete Käfige, in denen sich seltene Thiere befanden, luxuriös eingerichtete Badestuben umgaben dies kostbare Gezelt des türkischen Oberfeldherrn.

Von hier aus gegen das Burgthor zu lagerte sich die gefürchtetste Truppe des türkischen Heeres, die wilden und grausamen Janitscharen, unter ihrem Aga, denn gegen die Burg- und Löwelbastei waren von Anfang an die heftigsten Angriffe des Feindes gerichtet.

Die Türken waren von Schwechat herangerückt und umgiengen, von Wald und Weingärten gedeckt, die Stadt. Bei heranbrechender Nacht boten dem Feinde die Feuersäulen der in Brand gesteckten Vorstädte und umliegenden Dorfschaften ein grausiges Bild. Vom Laaer Hölzel angefangen, reichte das Türkenlager bis nach Schönbrunn und Hütteldorf und dann über die Schmelz, Hernals gegen Währing und Heiligenstadt, während es sich in größerer Nähe zur Stadt über St. Marx, Simmering, Hundsthurm, Gumpendorf, Ottakring, Himmelpfortgrund, bis in die Niederungen an der Donau erstreckte und die Stadt in einem Halbkreis umzog.

Am 14. Juli begann vom sogenannten „Sporkenbühel" (Himmelpfortgrund) die Beschießung der Stadt und damit die Tag für Tag steigende Bedrängnis, in welche Wien und seine heldenmüthigen Bürger geriethen durch die unaufhörlichen Stürme und von den Türken mit außerordentlicher Geschicklichkeit und Ausdauer gelegten Minen, welche bald höchst gefährliche Breschen in die Wälle und Bastionen der Stadt rissen.

Die Geschütz-Oberste Freiherr v. Börner und Gschwind von Beckstein und Hauptmann Hafner, die eigentliche Seele des unterirdischen Krieges, leisteten Außerordentliches, um die Anstrengungen der Feinde zu vereiteln und durch geschickt angelegte Gegenminen die Maulwurfsarbeit der Türken zunichte zu machen.

Bereits am zweiten Tage der Belagerung, den 15. Juli, wurde die Bevölkerung Wiens in die furchtbarste Aufregung versetzt. Ein etwa 16jähriger junger Mann in Frauenkleidern hatte sich in die Schottenkirche eingeschlichen und gleichzeitig brach in einem Theile des Schottenklosters ein furchtbares Feuer aus, welches, von heftigem Winde fortgetrieben, das in der Renngasse stehende bürgerliche Zeughaus, wo an 1800 Fässer Pulver aufbewahrt lagen, anzugreifen drohte. Das Volk witterte Verrath und in blinder Wuth wurde der junge, wahrscheinlich schuldlose Mensch von der erbitterten Menge förmlich in Stücke zerrissen; ebenso ergieng es einem armen Spaßmacher, einer bekannten Stadtfigur, einem großthuenden Hungerleider (den der Volkswitz Baron „Zwiefel" genannt), weil er in sträflichem Übermuth eine Pistole ins Feuer abgeschossen hatte. Die Gefahr, in der die Stadt damals schwebte, war allerdings ungeheuer; schon begannen die gierigen Flammen an den Holzrahmen der Fenster des Zeughauses zu lecken, und nur die heldenmüthige Entschlossenheit, mit welcher ganz insbesondere der Neffe des Stadtcommandanten, Guido von Starhemberg, sein eigenes Leben in die Schanze schlug, indem er selbst Wasser herbeischleppte und die Fenster des Zeughauses zuerst mit nassen Säcken schützen und dann vermauern ließ, rettete Wien vor einer gräßlichen Katastrophe.

Auch noch durch ein anderes Ereignis wurde dieser Tag für unser Wien verhängnisvoll; denn Rüdiger von Starhemberg, der sich mit Nichtachtung seines Lebens auf den Schanzen überall dem dichtesten Kugelregen der feindlichen Geschütze aussetzte, wurde durch abspringende Stücke der Umfassungsmauer nicht unerheblich am Kopfe verletzt.

Am 16. Juli näherten sich die Türken in ihren Laufgräben immer mehr der Stadt und an diesem Tage geschah es, dass eine Bombe das Komödienhaus in Brand steckte, welches an das Augustinerkloster und die Burgbastei anstieß. Das feuergefährliche, größtentheils aus Holz aufgeführte Gebäude wurde ganz abgetragen; ebenso ließ Starhemberg alle Holzdächer, mit denen damals die meisten Häuser gedeckt waren, entfernen und die Pflastersteine zu den Befestigungsarbeiten verwenden.

Bald fanden auch die ersten glücklichen und erfolgreichen Ausfälle der Belagerten statt, während die Türken die Leopoldstadt, welche früher vom Feinde verschont geblieben war, besetzten, wobei sie die prächtigen Lustgärten und Landhäuser zerstörten und auch von hier aus den Sturm gegen die Stadt begannen. Am 22. Juli fand eine furchtbare Beschießung von der Donauseite auf die Wasserbastei vom Rothenthurmthor bis zum St. Barbarastifte statt, wobei kein einziges Haus unbeschädigt blieb und besonders der tiefe Graben hart mitgenommen wurde. Am folgenden Tage wurde die Burg- und Löwelbastei schwer bedrängt, doch wurden die Feinde mit allerlei Waffen, mit Spießen und Sensen

von den wackeren Bürgern aus der Bresche getrieben, wobei sich ganz besonders auch die Studenten rühmlich hervorthaten.

Doch schon war die Stadt nicht ganz ohne Nachricht von den Ereignissen außerhalb ihrer Mauern geblieben, denn Herzog Karl von Lothringen hatte einen des Schwimmens kundigen, beherzten Mann zu Starhemberg geschickt, der glücklich über die Donau hinüber und wieder zurück gelangt war und den Wienern zum erstenmale die Aussicht auf Entsatz und Rettung brachte. Doch wie lange mussten die Wiener noch harren, ehe diese Nachricht zur Wahrheit werden sollte und bis zu welchem Grade hilfloser Verzweiflung musste die Lage der unglücklichen Stadt sich steigern, bevor der Lothringer Herzog und der Polenkönig ihre Streitkräfte vereinigt hatten und nun auf Wien losmarschierten!

Mittlerweile brachte jeder Tag neues Unglück, ohne aber den Muth der Bürger brechen zu können. Auch die Bomben, welche der Feind in die Stadt warf, richteten hie und da Unheil an. So war eine am 20. Juli in die Apotheke zum „goldenen Hirschen" am Graben gefallen, ohne sonderlich viel Schaden zu stiften; eine andere schlug am 28. Juli auf das Dach des Gasthauses zum „goldenen Wolfen" am Rothenthurmthor und warf dasselbe mit entsetzlichem Getöse auf die Straße. Am 1. August, einem Sonntage, von dem die Türken durch christliche Überläufer wussten, dass viel Volk in den Kirchen versammelt sei, schossen die Feinde aus ihren Kanonen auf das heftigste gegen das Dach der Stephanskirche, so dass gerade während der Predigt zwischen 8 und 9 Uhr eine Kugel durchs Fenster drang und in einen Pfeiler schlug. Es war ein merkwürdig glücklicher Zufall, dass bei der ungeheuren Menge der Andächtigen von den herunterfallenden Steinen nur eine Bürgersfrau an beiden Füßen schwer verletzt wurde.

Dabei stieg die Theuerung der Lebensmittel immer höher, nur an Wein war in den wohlgefüllten Privat- und Klosterkellern, die auf Befehl Starhembergs ihre Schätze preisgeben mussten, kein Mangel, und reichlich konnte davon den armen Kranken, wie den kampfmuthigen Bürgern nach ihrem heißen, blutigen Tagewerke gespendet werden.

Während das Pfund Rindfleisch im Anfange der Belagerung etwa einen Silbergroschen gekostet hatte, stieg der Preis später auf 9 Sgr. und mehr, gegen Ende wurde es noch rarer und man zählte sogar Eselfleisch unter das Wildbret und ließ es für 12 bis 15 Kreuzer in den Bänken aushacken; ein frisches Ei wurde gern um einen halben Thaler bezahlt. Ein Zeitgenosse erzählt in der treuherzig naiven Weise der damaligen Zeit über die schmale Kost, mit der man dazumal vorlieb nehmen musste, folgendes: „Wer auch Lust an wälschen Delikatessen hatte, konnte auf dem hohen Markte und dem Peters-Freythofe bei denen daselbst sitzenden Weibern mit geräuchertem Specke gespickte und

gebratene Dachhasen das Stück per 1 fl. zu kaufen bekommen und sich darauf einen muskaten Wein beym Wälschen wohl schmecken lassen; gestalten dann diese Art von Wildprät zu dieser Zeit, weder in den Häusern noch auf den Dächern vor Jagten und Nachstellungen nicht allzusicher war; weil in Wahrheit zu sagen, das Fleisch der gebratenen Katzen, wenn dessen Süßigkeit mit gesaltzenem Speck temperiret wird, obwohl ein ungewöhnliches, doch nicht eben ungeschmacktes Essen ist."

Wie köstlich tritt uns hier der unverwüstliche Wiener Humor entgegen, der selbst in so trüber Zeit nicht ausstarb, wenn wir erfahren, dass der Volkswitz die armen Katzen, denen es damals so hart an den Leib gieng, zu: „Dachhasen" beförderte. — Doch derselbe Schriftsteller berichtet auch, dass die rothe Ruhr bald furchtbar zu grassieren begann, „so von nichts anderes, als dem eingesalzenen Rind- und Büffelsfleische, dessen die delikaten Wienermägen nicht gewohnt waren, und in Ermangelung der niedlichen Speisen, guten Zugemüßes, und schönen weissen Mehls und Brodes sich allein damit sättigen und behelfen musten, herrühren konnte."

Echtes und unverfälschtes Wienerthum und frischer Wiener Humor tritt uns in diesen und so vielen anderen Schilderungen aus Wiens schwersten Tagen lebhaft entgegen. Eine echte und rechte Wiener Figur, beherzt, unerschrocken, voll guter Einfälle, bei Allen wohlgelitten, begegnet uns auch in der Person des Georg Franz Kolschitzki, der, obwohl von polnischer Abkunft, Bürger und Schankwirt in der Leopoldstadt geworden und in der Belagerung Wiens eine große Rolle zu spielen berufen war.

Rüdiger von Starhemberg hatte durch Trommelschlag in den Straßen Wiens verkündigen lassen, dass sich jeder melden solle, der sich getraue, eine Botschaft an den Herzog von Lothringen zu überbringen. Da meldete sich Kolschitzki bei dem Bürgermeister und erklärte sich zu dem verwegenen Wagestück bereit. Er diente zur Zeit der Vertheidigung bei dem berühmten Freicorps des Hauptmanns Frank und war früher Dolmetsch der orientalischen Compagnie und als solcher der türkischen Sprache vollkommen mächtig.

Am 13. August, nachts zwischen 10 und 11 Uhr, verließ er in türkischer Kleidung, von seinem treuen Diener, dem Serben Georg Michailowicz begleitet, die bedrängte Stadt durchs Schottenthor. Als er durch die Währingerstraße neben dem damals sogenannten neuen Lazareth vorbeigekommen, befand er sich mitten im türkischen Lager, wartete aber wegen des heftigen Ungewitters, das mittlerweile hereingebrochen, zwischen zwei türkischen Zelten den Morgen ab. Als dieser zu dämmern begann, gieng er mit seinem Gefährten rüstig weiter und sang, um jeden Verdacht abzuwehren, lustig ein türkisches Lied vor sich, stieß aber auf das Zelt eines türkischen Aga, der beide, weil er mit ihrem ganz durchnässten

Zustande Mitleid hatte, zu sich hineinrief und sie über Zweck und Herkunft befragte.

Kolschitzki log nun dem Türken dreist vor, dass sie beide im Türkenlager Marketender gewesen, weil es ihnen aber schlecht ergangen, so wollten sie nun auf den umliegenden Weinbergen Obst und Weintrauben sammeln. Der Aga gab ihnen hierauf den guten Rath, sie sollten sich vor den umherstreifenden Christen ja inacht nehmen und entließ sie mit einem kleinen Geschenke, nachdem er sie auch mit Kaffee bewirtet. Hierauf gelangten sie über Berg und Thal durch Weingärten und Gebüsch bis an den Kahlenberg, wanderten aber aus Besorgnis, von den herumstreifenden türkischen Truppen angehalten zu werden, bis nach Klosterneuburg, von wo sie, da sie nicht wussten, ob sie auf Feind oder Freund stoßen würden, bis in das Kahlenbergdörfel zurückkehrten.

Hier wurden sie auf einer mit Weidengebüsch besetzten Insel verschiedene Leute gewahr und trafen auch unweit davon am Donauufer einige mit Wäschewaschen beschäftigte Weiber. Die Leute auf der Insel schossen anfangs auf sie, weil sie aus ihrer türkischen Kleidung vermutheten, dass es Feinde wären. Kolschitzki aber gab ihnen durch Geberden und durch das Kreuzzeichen, das er schlug, zu verstehen, dass sie Christen wären. Hierauf wurden sie alsbald auf die Insel hinübergeführt und dort von den Leuten reichlich bewirtet, hierauf aber unter sicherer Begleitung auf einem Nachen an das jenseitige Ufer gebracht, von wo sie dann in das Lager des Herzogs von Lothringen geleitet wurden.

Als Kolschitzki diesem seine Meldung erstattet und die Briefe, die Graf Kaplir ihm mitgegeben, überreicht hatte, weigerte sich der Bote zuerst, den gefährlichen Rückweg anzutreten, wurde aber durch die Aussicht auf hohe Belohnung und Ehre bewogen, mit der tröstenden Botschaft des Herzogs nach Wien zurückzueilen.

Am 16. August abends fuhren sie an derselben Stelle, wo sie herübergekommen, über den Donaustrom zurück und nahmen dann bei strömendem Regen den geraden Weg längs des Flusses bei den Ziegelöfen vorüber. Wieder nöthigte sie das Unwetter, den anbrechenden Morgen im freien Felde abzuwarten. In der Frühe des nächsten Tages trennten sie sich, um auf verschiedenen Wegen zur Stadt zurückzukehren. Als ihnen aber einige Türken entgegenkamen, welche Kolschitzki sehr misstrauisch ansahen, rief dieser mit lauter Stimme auf Türkisch seinem Diener zu, worauf dieser, die Gefahr ahnend, sich wieder mit seinem Herrn vereinigte und beide nun eilends durch die Rossau gegen die sogenannte Alstergasse ihren Weg nahmen und in dem Keller eines abgebrannten Hauses Schutz und Nachtruhe finden wollten; doch ein verdächtiger Ankömmling trieb sie auch von hier fort.

Sie krochen aus dem Keller und liefen nun geradenwegs gegen die Pallisaden der Stadt und langten endlich des Morgens

acht Uhr ohne weiteren Unfall glücklich bei dem Ausfallspförtchen am Schottenthor an.

Erfreulich war die Meldung, die sie nach Wien brachten, von den glücklichen Kämpfen des Herzogs von Lothringen gegen die Ungarn und von dem Heranrücken neuer Truppen aus Deutschland, sowie der Polen unter Sobieski. Aber was fruchteten all die Tröstungen, wenn sie so lange unerfüllt blieben, und doch war Hilfe immer nöthiger.

Kolschitzki war den Türken zu gut bekannt geworden; so wagte denn sein Diener, der muthige Serbe Michailowicz, noch dreimal den gefahrvollen Botengang, das erstemal Donnerstag den 19. August; zum zweitenmale Freitag den 27. August; er kehrte Dienstag darauf zurück auf einem türkischen Pferde, dessen Reiter er mitten durch den Schädel gehauen hatte. „Nur mit Gott noch kurze Zeit ausharren!" lautete die Aufforderung, die er aus dem Lager des Lothringers an die Wiener überbrachte. Zum drittenmale trat Michailowicz seine verhängnisvolle Reise am 1. September abends unter furchtbarem Sturm und Regen an. Er kam nicht mehr zurück, wahrscheinlich endigte er unter den Türkensäbeln sein Leben; doch Feuer, die auf dem Bisamberge aufflammten, verkündeten die Nähe der befreundeten Retter.

Ungleich glücklicher als das Schicksal dieses armen Serben war das Los Kolschitzkis. Er erhielt nach glücklicher Abwehr der Türken ein Haus „auf der Haid" in der Leopoldstadt, welches er aber später verkaufte und, einer vielleicht nicht ganz verbürgten Überlieferung zufolge, auf der „Brandstätte" in der innern Stadt, nahe der Stephanskirche, das erste Kaffeehaus errichtete, da nach Erbeutung des türkischen Lagers außerordentlich viel Säcke voll Kaffeebohnen gefunden wurden, welche Kolschitzki an sich brachte, um bald ein schwunghaftes Geschäft mit dem Ausschank des braunen Moccatranks zu betreiben, der den Wienern gar schnell vorzüglich zu munden anfieng.

Sein damals gemaltes Bild wird noch immer von der Innung der Wiener Kaffeesieder sorgfältig aufbewahrt. Mag nun manches Gerücht, das sich an seine Person knüpft, erfunden sein, soviel ist richtig, dass er eine außerordentlich populäre Person war und unter dem Namen: „Bruderherz" (so pflegte er gewöhnlich jeden anzusprechen) von alt und jung wohl gekannt war.

Doch kehren wir wieder in die belagerte Stadt zurück, wo mittlerweile Angst und Noth immer höher gestiegen waren und besonders die Befestigungsarbeiten an der Burg- und Löwelbastei in einem solchen Zustande waren, dass es kaum den Anschein hatte, die Stadt werde dem wüthenden Ansturm der Feinde, wenn auch nur kurze Zeit noch, erfolgreichen Widerstand leisten können.

Aber fast möchte man glauben, dass mit der wachsenden Gefahr auch der Muth der Belagerten zugenommen, ja die beispiellose Kühnheit artete nicht selten in Muthwillen und Über-

muth aus; besonders die leichtlebige Studentenschar verübte Streiche von herausfordernder Tollkühnheit. So fiel es einst einem Studenten ein, auf der Parapetmauer (Brustwehr) zu tanzen und dabei wiederholt die Feldflasche an den Mund zu setzen und herzhafte Züge daraus zu machen. Die Türken schossen auf ihn und ein Pfeil blieb in der Feldflasche stecken, was aber den Studenten nicht hinderte, weiter zu tanzen und zu trinken. Einem anderen Studenten war es gelungen, einen nahe an der Mauer vorbeireitenden vornehmen Türken mit dem Feuerrohr zu erlegen. Obwohl andere Türken herbeieilten, lief er doch über den Mauerschutt herunter und holte sich den Waffenschmuck des Gefallenen.

Am 1. September wurden Raketen vom Stephansthurm steigen gelassen, um die höchste Gefahr anzuzeigen, denn das Ravelin (Außenwerk vor dem Hauptgraben) zwischen der Burg- und Löwelbastei war bereits durch die wiederholten Minensprengungen so mitgenommen, dass es endlich von den Vertheidigern aufgegeben werden musste und nun ein erbitterter Kampf um die Stadtmauer selbst entbrannte.

Am 9. September sah man bereits einen großen Theil der Türken von der Landstraße und St. Ulrich gegen den Kahlenberg und Wienerwald rücken. Rüdiger von Starhemberg, der vom Stephansthurme diese Bewegung der Feinde beobachtete, musste neuen Muth daraus schöpfen, denn es war kein Zweifel, dass der lang und heiß ersehnte Entsatz endlich eingetroffen; deshalb dies Leben und diese Bewegung im Türkenlager.

Schien auch die Stunde der Erlösung nahe, so mussten doch noch die äußersten Anstrengungen gemacht werden, um Wien zu halten. Rüdiger von Starhemberg befahl schon, die eisernen Fenstergitter sowie die Dachstühle abzureißen, um damit die Straßen zu verlegen, wenn der Feind wirklich eindringe. In der That hieng das Schicksal der Stadt an einem Haare, denn am 6. September hatte der Türke wieder eine gewaltige Mine an der Löwelbastei springen lassen, welche die Mauer auf eine Länge von 24 Klaftern niederwarf. Nur der Heldenmuth der Bürger, welche mit ihren Leibern die Bresche deckten, rettete Wien.

Garben von Raketen stiegen bei anbrechender Dunkelheit von der Höhe des Stephansthurmes zum Himmel empor, den herannahenden Freunden die entsetzliche Noth zu verkündigen.

Endlich wurden diese Zeichen beantwortet. Am Abende des 6. September stiegen langsam fünf Raketen vom Kahlenberge himmelwärts. — Hilfe war da! Doch angstvolle Tage, bange Stunden vergiengen noch, ehe die Entscheidung fiel, ehe die Rettung vollendet war.

Ein wahrer Feuerregen von Raketen prasselte noch in der Nacht des 11. September vom Stephansthurm auf, flammenhell verkündigend, dass die Lage der Kaiserstadt nahezu eine ver-

Wiens Entsatz im Jahre 1683.

zweifelte geworden. Im Angesicht der nahen Befreier schwebte Wien, das in diesen drangsalvollen Tagen so viel Noth, so viel Elend gelitten, in Gefahr, eine Beute der Türken zu werden. Daher schickte der tapfere Commandant noch im letzten Augenblicke einen reitenden Boten ab, der den Donaustrom durchschwamm, um dem Herzog von Lothringen einen Zettel zu überbringen, der nichts als die vielsagenden, inhaltsschweren Worte enthielt: „Keine Zeit mehr verlieren, gnädigster Herr! ja keine Zeit verlieren."

So war der Morgen des 12. September herangerückt, ein herbstlich klarer, schöner Sonntagsmorgen. Wie viele Herzen schlugen diesem Tage in bänglicher Sorge, in angstvoller Erwartung entgegen! Welch unbeschreiblicher Jubel erfüllte die Brust von Tausenden und Tausenden, als die Schleier des Abends die Sonne verhüllten und ihre letzten milden Strahlen das befreite Wien und das Entsetzen und die Flucht der Türken beschienen. Mit unauslöschlichen goldenen Lettern ist das Angedenken an diesen Tag in die Herzen der treuen Wiener, die an ihrer Kaiserstadt mit unverbrüchlicher Liebe hängen, eingegraben.

Bei Tulu hatte die Vereinigung der Streitkräfte des Herzogs Karl von Lothringen und des Polenkönigs Johann Sobieski stattgefunden. In unbegreiflicher Verblendung, die sich wohl nur aus der sicheren Voraussetzung erklären läßt, endlich doch noch des „verwünschten Steinhaufens," wie sie Wien schon nannten, Herr zu werden, hatten die Türken nichts gethan, um die Verbindung ihrer Feinde zu verhindern.

Freilich raufte sich Kara Mustapha Haar und Bart aus, als das Unerwartete dennoch geschehen war und die Feinde bereits auf den Anhöhen des Kahlen- und Leopoldsberges standen; doch die Reue kam zu spät.

Von den Kuppen des Wienerwaldes sahen die christlichen Krieger die unglückliche Wienerstadt, deren Schicksal schon besiegelt schien, in Dampf und Nebel gehüllt, zu ihren Füßen liegen. Bald flatterte auf den Zinnen der alten Markgrafenburg lustig im Morgenwinde das rothe Banner mit dem weißen Kreuze, und schien der blutigrothen Fahne des Propheten zu spotten, die vom Zelte des Großveziers drohend herüberwehte.

Um das halbverschüttete und niedergebrannte Kirchlein auf dem Leopoldsberge scharten sich die Krieger des Christenheeres und fünf Uhr morgens war es, da das Glöcklein der Kapelle zum Gebete rief. Wahrhaft erlaucht und glänzend war die Versammlung, die sich da zusammenfand.

Dem König von Polen stand sein jugendlicher Sohn Jakob, der Kron-Großfeldherr, sowie die Blüte des polnischen Adels zur Seite, alle in prächtig kleidsamer Nationaltracht, Tigerfelle um die Schultern oder in Panzern, die große Flügeln auf dem Rücken trugen, reihergeschmückte Kalpaks oder Helme auf dem

Haupte und mit Lanzen bewehrt, deren Fähnlein in allen Farben schimmerten. Den Herzog von Lothringen umringte ein nicht minder glänzendes Gefolge, erprobte Helden, wie der Herzog Maximilian von Baiern, des Kaisers Schwiegersohn, Herzog Georg von Sachsen, der nachmals so berühmte Türkenbesieger Markgraf Ludwig von Baden, die Herzoge von Würtemberg und Braunschweig, der Fürst Georg von Waldeck und viele andere gleichen Ranges. Wer war wohl der unscheinbare, junge Kriegsmann, der etwas abseits stand und dem die Kampfbegierde aus den großen Augen leuchtete? Es war der kleine „Abbé von Savoyen," der große Eugen der Zukunft.

Im Leopoldskirchlein las der berühmte Kapuziner Marco d'Aviano, der im Rufe der Heiligkeit stand, die Messe, wobei ihm der Polenkönig Sobieski selbst ministrierte. Nach dem Gottesdienste schlug dieser seinen Sohn zum Ritter und, auf den Herzog von Lothringen zeigend, sprach er zu ihm: „Prinz, von diesem großen Feldherrn müsst Ihr den Sieg lernen!" — Kein Auge blieb thränenleer, als nun der Kapuziner Markus aus dem Kirchlein heraustrat und über das dichtgescharte Kriegsvolk, das, von Andacht und Rührung überwältigt, ins Knie gesunken war, mit erhobenen Armen den Segen aussprach. Es war ein Augenblick voll feierlichen, ergreifenden Ernstes, wie solche die Weltgeschichte wenige kennt.

Nun begann der Abstieg von den Höhen in prächtigster Ordnung. Die Entsatzarmee formierte sich in drei Treffen; den rechten Flügel des Heeres führte der König von Polen, der, seinem Range entsprechend, zugleich Oberfeldherr war; den linken befehligte der Herzog von Lothringen, während das Mitteltreffen unter dem Commando des Kurfürsten von Baiern stand. — Beim Kahlenbergerdörfel, wo der Herzog von Lothringen sich befand, begann der Kampf, der sich alsbald im weiten Halbkreis bis über Dornbach hinauszog.

Der linke Flügel warf die Türken nach langem heißen Ringen bis nach Döbling und Währing zurück, wo die Türken eine Schanze errichtet hatten (noch heute die „Türkenschanz'" genannt), die aber endlich auch mit stürmender Hand genommen wurde. — Der rechte Flügel der Polen brach aus den Wäldern von Dornbach hervor; hier schwankte der Sieg einige Zeit, bis endlich der Herzog von Lothringen, die Gefahr erkennend, Verstärkung schickte, und nun die Polen mit ungestümer Wuth sich neuerdings auf die Türken warfen, die Schanzen bei Hernals erstürmten und die Türken bis in ihr Lager in der Rossau zurücktrieben. (S. Bild Seite 25.)

Während so die Schlacht vor Wien wüthete, hatten die Türken unausgesetzt mit ihrem Geschütz die Stadt beschossen; die Janitscharen machten die letzten verzweifelten Anstrengungen, von den Laufgräben aus, die stellenweise bereits Schutthaufen

gleichenden Mauern zu erstürmen. Als jedoch um vier Uhr nachmittags der Markgraf Ludwig von Baden bis zum Vorwerk am Schottenthor vorgedrungen war und den Grafen Rüdiger von Starhemberg zum letzten, entscheidenden Ausfall aufgefordert hatte, da räumten die Türken, zwischen zwei Feuer gebracht, in eiliger Flucht die Laufgräben und Vorwerke und liefen dem Lager zu. Aber auch hier hielt der Feind nicht länger mehr stand; es war sechs Uhr abends, als die Niederlage des Feindes eine allgemeine geworden und die Türken in regelloser, wildester Flucht ihr reiches Lager mit unermesslicher Beute in den Händen des Siegers zurückließen.

Der Verlust der Türken betrug an 25.000 Mann, die Christen zählten etwa 1000 Todte und 3000 Verwundete. Die Beute, die den Siegern zufiel, war unermesslich; an Kleidern, Reitzeug, Lebensmitteln, Gold und Waffen nebst allerlei höchst wertvollen Kostbarkeiten wurden in den Zelten, welche die Türken eiligst verlassen hatten, ungeheure Mengen vorgefunden. Hiebei fiel der reichste Antheil dem Könige von Polen zu; das überreiche Zelt des Großveziers mit einem Barvorrathe von zwei Millionen Gulden in Gold kam in seinen Besitz.

In demselben fanden sich außer anderen Kostbarkeiten viele mit Rubinen und Smaragden besetzte Köcher, prachtvolle, in Gold gefasste Säbel; und auch die Fahne des Propheten, die dem Großvezier vorangetragen zu werden pflegte, mit reicher Gold- und Silberstickerei, kam in seinen Besitz. Sie wurde von dem Könige schon am folgenden Tage nach Rom geschickt und dem Papste zum Geschenke gemacht.

Auch die übrige Beute, die gemacht wurde, spottet aller Beschreibung. An Geschützen wurden allein 180 Stücke verschiedensten Kalibers erbeutet; ungeheuer waren die Vorräthe an Reis, Honig, Öl, Zucker und vor allem Kaffee, dessen Genuss den Wienern seither rasch unentbehrlich werden sollte, welche die Türken zurücklassen mussten. Nach den Soldaten kamen erst die Bürger, welche in Scharen aus den so lange verschlossenen Stadtthoren strömten und noch viel des Kostbaren und Seltsamen aufgespeichert fanden.

Die schönste Beute aber wählte sich ganz gewiss der edle Bischof Kollonitsch, indem er nahezu 500 arme Christenkinder, welche zerstreut im türkischen Lager herumirrten, und dem schrecklichsten Elende preisgegeben waren, deren Eltern theils getödtet, theils in die Sclaverei fortgeschleppt worden waren, um sich sammelte, sie sorgfältig pflegen und dann zu Wagen in die Stadt bringen ließ. Hier wurde den unglücklichen Kindern das Arbeitshaus in der Leopoldstadt als Wohnstätte angewiesen und der Bischof sorgte mit rührender Vatermilde für die bejammernswerten Waisen. Gerne lauschen wir den Worten des vaterländischen

Dichters, Joh. Nep. Vogl, wenn dieser die hochherzige That in folgenden schönen Versen erzählt:

„Es sitzen zu Wien im Kaisersaal
Die Fürsten und Helden in reicher Zahl.
Sie haben entsetzt die bange Stadt,
Nach der so gelüstet den Türken hat.
Und als nun zu Ende das reiche Mahl
Und freudig geleert der Siegespokal,
Spricht einer: „Genug nun mit Sang und Klang!
Nun sagt, wer die beste Beute errang?"

Leopold Graf Kollonitsch, Bischof von Wiener-Neustadt.

Entgegnet ein Pole: „Des Sultans Gold
Hab ich mir aus seinem Zelte geholt."
Ein Lothringer drauf: „Sein stolzes Panier
Erkämpft ich mit blut'gem Degen mir."
Ein Wiener sodann: „Manch reiches Gewand
Entriss ich den Flücht'gen mit dieser Hand."
Ein anderer: „Gewaffen, so Helm und Speer,
Errang ich und derlei Gezeugs noch mehr."
Ein Fünfter: „Ich wählte in aller Eil'
Arabische Pferde zu meinem Theil."
So wusste ein jeder, nach seiner Art,
Zu sagen, was ihm für 'ne Beute ward.

Nur einer im Kreise der Sieger saß,
Der über die andern das Wort vergaß.
„Wie stumm doch, Herr Bischof. Bekennet auch Ihr!
Mich dünkt, Ihr errangt das Geringste schier."
Herr Kollonitsch, also der Bischof hieß,
Entgegnet mit Lächeln: „Eins ist gewiss,
Was Ihr auch erlangt durch der Türken Flucht,
Nach meiner Beute hat keiner gesucht,
Und doch ist's das Köstlichste in der That,
Was einer erobert vom Schlachtfeld hat."
Drauf winkt er den Dienern, auf thut sich das Thor,
Da dränget ein Heer sich von Kindern hervor,
Von Knaben und Mägdlein, so zart und hold,
Die Wangen, wie Röslein, die Locken, wie Gold.
Die sinken aufs Knie vor dem Gottesmann,
Und schmiegen mit Weinen an ihn sich an.
„Das ist meine Beute!" der Bischof sagt,
„Nach der hat nicht einer von Euch gefragt.
Ich fand sie verlassen in Harm und Noth,
Erwürgt ihre Mütter, die Väter todt.
Da führt' ich sie alle nach Wien herein
Und will den Verwaisten ein Vater sein!"
Und als er zu ihnen gesagt dies Wort,
Da schwiegen beschämt wohl die andern dort,
Denn, was sie auch alle nach Hause gebracht,
Nicht glich es der Beute, die er gemacht."

Bischof Kollonitsch wurde später zum Danke dafür zum Cardinal erhoben und starb als Erzbischof von Gran und Primas von Ungarn im Heiligenkreuzerhofe zu Wien am 20. Januar 1707.

Sogleich nach dem glücklichen Entsatze der Stadt war der Kaiser, der bereits im Anzuge gegen Wien war, von dem Generaladjutanten des Herzogs von Lothringen, dem Grafen Auersperg, von der durch Gottes Gnade erfolgten Rettung benachrichtigt worden. Die Kurfürsten von Baiern und Sachsen ritten dem heranziehenden Kaiser entgegen und geleiteten ihn in das jubelnde befreite Wien. Durch das Stubenthor fand am 14. September der feierliche Einzug der kaiserlichen Majestät statt. Leopold bezeugte Allen, die an dem Rettungswerke theilgenommen, seinen innigsten Dank und echt kaiserliche Anerkennung, besichtigte voll Rührung und Ergriffenheit die Schanzen und Basteien, die einem Trümmerhaufen glichen und sich keine Stunde länger hätten halten können. Hierauf begab er sich mit dem ganzen glänzenden Gefolge in den St. Stephansdom, woselbst, wie die alte Chronik berichtet, „nach dreymal wiederholten Salven von den Wällen und der Guarnison, der in seinem Ornat infulirte Bischof zu Neustadt, Herr Graf von Kollonitsch, welcher vor andern seines Standes und Würden die Belägerung großmüthigst ausgehalten hatte, das Te Deum &c. auferbäulichst intoniret und unter herrlicher Musik vollendet."

Als der Kaiser aus der Kirche heraustrat, erbat sich der Bischof Emerich von Wien die gnädige Erlaubnis, das Zeichen des Halbmonds mit dem Sterne von der Spitze des Stefansthurmes hinwegnehmen und zum ewigen Angedenken, welchen herrlichen Sieg

das Kreuz über den Halbmond davongetragen, das Kreuz auf dem Thurmknaufe anbringen zu dürfen, was auch gewährt und alsbald ausgeführt wurde. — Auch die große Glocke des Stephansthurmes, die sogenannte „Bummerin," ist ein Angedenken an die Türkennoth, indem sie unter Kaiser Josef I. aus dem Metall der vor Wien erbeuteten türkischen Kanonen gegossen und im Jahre 1711 in den Thurm aufgezogen wurde.

Den Grafen Rüdiger von Starhemberg, Wiens tapferen Commandanten, ehrte der Kaiser, indem er ihm außer einem namhaften Geldgeschenke die Würde eines Feldmarschalls und Staatsministers verlieh und gestattete, dass er in dem Wappen seines Geschlechtes, das fortan auch ein Panther, der einen Türkenschädel in der Hand hält, zierte, den kaiserlichen Namenszug mit der Krone führen dürfe. Rüdiger von Starhemberg starb zu Wien in dem heutigen Freihause auf der Wieden am 4. Januar 1701 an der Wassersucht.

Auch die Bürger, namentlich die Hauptleute der einzelnen Frei-Compagnien, wurden vom Kaiser wegen ihrer außerordentlichen Tapferkeit hoch belobt und mit Titeln und Ehrengaben ausgezeichnet. Der Bürgermeister Focky und zwölf andere Rathsherren erhielten goldene Ketten und Medaillen und den Titel von kaiserlichen Räthen.

Nicht minder lohnte die Stadt ihre hochverdienten Mitbürger durch reiche Gaben und wertvolle Vorrechte. Desgleichen wussten die Wiener, die nach solchen Tagen entsetzlicher Bedrängnis nun in ihrer Freude sich kaum fassen konnten, wohl zu würdigen, was sie dem Polenkönig zu danken hatten. In dem Schreiben, welches Sobieski noch am 13. September aus dem Lager bei Wien an seine Gemahlin gerichtet, erzählt er über den Besuch, den er nach der Schlacht in Wien gemacht: „Endlich kame der Wienerische Gouverneur, Graf von Stahrenberg, mit vielen Volke hohen und niedern Standes, entgegen: Jedermann hat mich geherzet, geküsset und ihren Erlöser genennet. Hierauf habe zwei Kirchen besuchet, da ich auch nicht wenig Leute angetroffen, die sich bemüheten, mir die Hände, ja Füsse und Kleider zu küssen; die meisten musten zufrieden seyn, daß sie nur den Rock anrühren konnten."

Am 15. September fand die Zusammenkunft des Kaisers mit dem Könige von Polen, der schon zur Verfolgung des Feindes aufgebrochen war, in der Nähe von Schwechat, wo noch jetzt das sog. Kugelkreuz die Stelle bezeichnet, statt. Beide Fürsten begrüßten einander auf das herzlichste und blieben hierauf über eine Viertelstunde im vertraulichsten Gespräch zusammen. Als der Kaiser über Ebersdorf, Simmering und St. Marx wieder nach Wien zurückfuhr, nahm er die entsetzliche Verwüstung, die hier die Türken angerichtet, genauer in Augenschein. Nicht ein einziges Haus, mit Ausnahme des sogenannten „Neugebäu," wo einst das Zelt Sultan Solimans gestanden und das die Türken daher verschont, war

erhalten; überall rauchende Trümmer, eingeäscherte Ruinen: ein Bild des Grauens und Entsetzens!

Aber sowie die Liebe seiner Bürger zum theuren, „einzigen" Wien, zur Kaiserstadt ohnegleichen, die Stadt aus so schwerer, unsagbarer Noth und Drangsal gerettet, so hat eben diese mächtige Liebe auch bewirkt, dass Wien im Laufe der Zeiten viel schöner und herrlicher emporgeblüht. Eben jetzt, zweihundert Jahre nach der glorreichen Vertheidigung Wiens gegen den Erbfeind des christlichen Namens, wird die feierliche Einweihung des neuen prachtvollen Rathhauses stattfinden. Kaum eine andere Stadt hat ein schöneres Denkmal des Gemeinsinnes und der ehrenfesten Tüchtigkeit ihrer Bürger aufzuweisen. Der eiserne Ritter aber, der den Thurm des Baues ziert, will anzeigen, dass der Wiener allzeit und immerdar, wie in jenen Tagen der Vergangenheit, wehrhaft und gerüstet dastehen wird, wenn es gilt, seine heißgeliebte Vaterstadt mannhaft zu schirmen und für ihre Größe und Ehre mit Leib und Blut einzustehen.

Von Prof. Dr. Leo Smolle erschienen im gleichen Verlage:

Kaiser Josef II. Gedenkschrift zur Feier seiner 100-jährigen Thronbesteigung. Mit 10 Abbildungen. Preis 10 kr. (Verbreitet in 75,000 Exemplaren.)

Die Habsburger. 600 Jahre ihrer ruhmreichen Geschichte. Gedenkschrift. Mit 12 Abbildungen. Preis 10 kr. (Verbreitet in 50,000 Exemplaren.)

Fr. Winiker & Schickardt, k. k. Hofbuchdrucker Brünn

BRIGHAM YOUNG UNIVERSITY
3 1197 22450 5625

Freunden und Förderern

literarischer Bestrebungen in Österreich sowie gediegener Unterhaltungslektüre

empfehle ich die seit Neujahr 1883 erscheinende

„Österreichische Rundschau"

Monatsschrift für das gesammte geistige Leben der Gegenwart.

Herausgegeben von **Anton Edlinger.**

Die „Österr. Rundschau" ist die einzige in Österreich erscheinende Monatsschrift, an welche der Maßstab einer Revue gelegt werden kann.

Die „Österreichische Rundschau" ist die billigste aller gegenwärtig erscheinenden Revuen.

Die „Österr. Rundschau" bringt Beiträge der hervorragendsten Schriftsteller und Gelehrten.

Die „Österr. Rundschau" enthält in den ersten 4 Heften (Januar—April 1883) Beiträge nachstehender Autoren:

* * * in Paris.
Arany †, Johann.
Bauernfeld, Eduard von, Dr., in Wien.
Baumbach, Rudolf, in Triest.
Blind, Karl, in London.
Brandl, Alois, Dr., in Wien.
Čech, Svatopluk, in Prag.
Fischer v. Röslerstamm, in Graz.
Fournier, August, Prof., Dr., in Wien.
Guglia, Eugen, Dr., in Wien.
Heyse, Paul, in München.
Kalbeck, Max, in Wien.
Klein, H. J., Dr., in Cöln.
Lenz, Oskar, Dr., in Wien.
Mikszáth, Koloman, in Budapest.
Milow, Stephan (Stephan v. Milowicz), in Görz.
Pichler, Adolf v., Prof., Dr., in Innsbruck.
Puluj, J., Dr., in Wien.
Saar, Ferdinand von, in Blasewitz.
Schipper, J., Prof., Dr., in Wien.
Schmidt, Erich, Prof., Dr., in Berlin.
Steinbach, Emil, Dr., k. k. Ministerialrath in Wien.
Thausing, M., Prof., Dr., in Wien.
Warsberg, Alexander Freiherr v., k. k. Consul in Corfu.
Wehle, J. H., in Wien.
Wiesner, Julius, Prof., Dr., in Wien.

Die **„Österreichische Rundschau"** erscheint in monatlichen Heften, elegant ausgestattet, zu 6 Bogen Großoctav in zweispaltigem Satz.

Preis pro Monatsheft 60 kr. ö. W.

Probehefte auf Verlangen franco.

Wien,
I. Akademiestraße 2b.

Carl Graeser,
Verlagsbuchhändler.

Fr. Winiker & Schickardt, k. k. Hofbuchdrucker, Brünn.